

## Geschlecht & Gesellschaft Band 23

Herausgegeben von

Beate Kortendiek

Ilse Lenz

Michiko Mae

Sigrid Metz-Göckel

Michael Meuser

Ursula Müller

Mechtild Oechsle

Birgit Riegraf

Paula-Irene Villa

Mitbegründet von

Marlene Stein-Hilbers (†)

Koordination der Buchreihe:

Beate Kortendiek, Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW,  
Universität Duisburg-Essen

Geschlechterfragen sind Gesellschaftsfragen. Damit gehören sie zu den zentralen Fragen der Sozialwissenschaften; sie spielen auf der Ebene von Subjekten und Interaktionen, von Institutionen und Organisationen, von Diskursen und Policies, von Kultur und Medien sowie auf globaler wie lokaler Ebene eine prominente Rolle. Die Reihe „Geschlecht & Gesellschaft“ veröffentlicht herausragende wissenschaftliche Beiträge, in denen die Impulse der Frauen- und Geschlechterforschung für die Sozial- und Kulturwissenschaften dokumentiert werden. Zu den Veröffentlichungen in der Reihe gehören neben Monografien empirischen und theoretischen Zuschnitts Hand- und Lehrbücher sowie Sammelbände. Zudem erscheinen in dieser Buchreihe zentrale Beiträge aus der internationalen Geschlechterforschung in deutschsprachiger Übersetzung.

Paula-Irene Villa

# Sexy Bodies

Eine soziologische Reise  
durch den Geschlechtskörper

4. Auflage

mel, Katherina Zimmermann und Annette Vieth für ihre selbständige, kreative, fordernde und immer lebhaftige Zusammenarbeit. Besonders Katherina Zimmermann hat an der Entstehung nicht nur dieses Buches einen gehörigen Anteil.

Den Freunden und Freundinnen, die auch wunderbare intellektuelle Gefährten und Gefährtinnen sind, verdanke ich die anhaltende Lust an der (körper-)soziologischen Arbeit und dem vielschichtigen Leben drum herum. Zu diesen gehören, neben den oben z.T. bereits genannten, Valeria Cantor, Michael Cysouw, Ute L. Fischer, Lena Leithe, Thomas Mergel, Kirsten Twelbeck, Natalia Scholnik und Bettina Zbar. Unbedingt danken möchte ich auch meinem Sohn Leo, der jeden Tag aufs Neue eine unermessliche Bereicherung und Herausforderung verkörpert. Der Tango-Szene gilt mein Dank für viele Tänze, daraus entstehender Inspiration und der Neugier an einer Soziologin, die Tango tanzt (oder umgekehrt?). Dies gilt vor allem für die Organisatorinnen und Organisatoren des jährlichen Internationalen Queer-Tango-Festivals in Hamburg.

Dem Verlag sowie den Herausgeberinnen der Reihe ‚Geschlecht und Gesellschaft‘ sei schließlich für die Realisierung einer dritten Auflage gedankt.

Das Buch ist meiner viel zu jung verstorbenen Tante Cecilia Braslavsky gewidmet, die eine brillante (Bildungs-)Soziologin und ein wunderbarer Mensch war. Sie fehlt mir.

## Vorwort zur 4. Auflage

Es ist eine Ehre, eine wissenschaftliche Monographie in die vierte Auflage zu geben. Dass dies mit diesem Buch geschieht, war zu seinem Erscheinen vor 11 Jahren nicht abzusehen. Seitdem hat sich die soziologische Beschäftigung mit dem Körper im Allgemeinen und mit der Frage der Vergeschlechtlichung des Körpers im Besonderen zu einem Gegenstand ‚von Gewicht‘ (frei nach Butler 1995) gemausert. Doch ist dies auch ein Problem oder spiegelt zumindest ein Problem wieder, welches die ‚Körpersoziologie‘ mit produziert hat: Die unhintergehbare Etablierung eines zunächst neuen und d.h. zunächst abgewehrten Gegenstands in der Soziologie ist einerseits ein Erfolg, zugleich und andererseits riskant. Erfolgreich ist die soziologische Aufklärung in diesem Fall ganz sicher, denn im Fach wird nun auch über die körperliche und leibliche Dimension von Sozialität mehr oder minder selbstverständlich nachgedacht. Geschlechtskörper werden inzwischen in der deutschsprachigen Soziologie nicht mehr in einem naiven Sinne ohne Weiteres als ‚asoziale‘ Natur abgetan, sondern sind relativ undramatisch als Teil sozialer Prozesse theorie- und forschungswürdig.<sup>1</sup> Dies ist nicht zuletzt ein Verdienst der (interdisziplinären) Geschlechterforschung und der in ihr enthaltenen feministischen Strömungen, die sehr viel länger als der soziologische ‚mainstream‘ danach fragt, wie die Natur – etwa der Geschlechterdifferenz – als zur Sozialität abgegrenzte Sphäre sozial hergestellt wird. Diese Frage bildet auch den roten Faden dieses Buches, etwa wenn der Geschlechtskörper im Zusammenhang der früheren sex/gender Unterscheidung diskutiert wird (Kap. 1.4.), die mikrosoziologische Perspektive auf das ‚doing gender‘ in der Einsicht in das ‚doing body‘ mündet (Kap. 2), Naturalisierungen als wirkmächtiger Effekt hegemonialer Diskurse herausgearbeitet (Kap. 3) oder die komplexe Herausbildung geschlechtlich relevanter Leibesinseln qua sozialer Prozesse skizziert werden (Kap. 4). Zu all diesen, und weiteren, Fragen liegen inzwischen so zahlreiche empirische und theoretische Studien vor, dass ich sie hier nicht angemessen ausweisen kann. Es ist nicht einmal möglich, auf den einen institutionellen Ort hinzuweisen, an dem sich diese Studien und nachfol-

<sup>1</sup> International ist dies schon weitaus länger der Fall. Vgl. als nur ein Indiz die Zeitschrift *Body & Society*, die seit 1995 erscheint. <http://bod.sagepub.com/>; letzter Aufruf am 1.4.2011.

gende Debatten gebündelt finden ließen. Denn zwar ist nach wie vor die 2005 gegründete Sektion ‚Soziologie des Körpers und des Sports‘ in der DGS (Deutschen Gesellschaft für Soziologie) ein zentraler Knotenpunkt entsprechender Auseinandersetzungen. Doch reicht die Körperthematik weit in die Verästelungen der deutschsprachigen Soziologie hinein: Sehr viele soziologische (Teil-) Bereiche haben in den letzten Jahren Forschungsprojekte, Tagungen, Veröffentlichungen und Lehreinheiten zum Thema (Geschlechts-)Körper (mit) organisiert bzw. hervor gebracht. Insbesondere die Verklammerungen dieser Forschungskontexte lässt sich entlang des (Geschlechts-)Körpers gut vollziehen, und davon profitiert der Gegenstand wie auch die soziologische Reflexion. Ganz zu schweigen von den höchst produktiven – und diffizilen, weil methodisch unterschiedlich ausgerichteten – interdisziplinären Vernetzungen entlang des Themas, bei denen sich insbesondere Sozial- und Kulturwissenschaften vermengen. Erfreulich ist in meinen Augen auch die beidseitige Öffnung zwischen Sozial- und Naturwissenschaften füreinander, wenn es um die Auseinandersetzung mit dem (Geschlechts-)Körper geht. In dieser Schnittmenge sind höchst anregende und wichtige Konstellationen angesiedelt, die im deutschsprachigen Raum derzeit erst sichtbar werden: Science and Technology Studies (STS), Akteurs-Netzwerk-Theorien (ANT), Gender Medicine, Biopolitik und ihre Kritik, alte und neue Fragen der ‚medizinischen‘ oder somatischen Ethik usw. In allen genannten Zusammenhängen wird an der weiteren De-Ontologisierung des (Geschlechts-)Körpers gearbeitet, einer Infragestellung des ‚an sich so-seins‘ also, der diese Konstellationen ja ihre Existenz auch verdanken.

Worin besteht bei dieser Erfolgsgeschichte dann das Risiko? Es liegt in der zunehmenden und scheinbar paradoxen *Verobjektivierung* des Körpers. Genauer noch, in der darin zunehmend unsichtbar werdenden Prozessförmigkeit und Vielfalt des lebendigen Körperleibes. Wir sprechen in der Soziologie (wie in vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen) inzwischen vom Geschlechtskörper so selbstverständlich – wie von einem Ding. Dies ist alltagsweltlich und sozialanthropologisch plausibel, denn wie dieses Buch auch zeigt, ist es uns als Menschen gegeben, einen Körper zu *haben* und uns zu diesem distanziert zu verhalten (Kap. 4). In einem gewissen Sinne also besitzen wir unseren Körper tatsächlich wie einen Gegenstand. Und diesen bearbeiten wir andauernd – ob wir wollen oder nicht, ob wir es wissen oder nicht, ob wir dabei ‚erfolgreich‘ sind oder in den Resultaten ‚scheitern‘ und gleichgültig, was wir darunter im Einzelnen verstehen. Alltagsweltlich gestalten wir sowohl individuell wie als Gesellschaft Geschlechtskörper in einem zunehmend bewussten Sinne; so genannte Schönheitsoperationen sind hierfür nur ein Beispiel (vgl. die Beiträge in Villa 2008) von sehr vielen. Galt es zur Entstehungszeit des vorliegenden Buches

noch als geradezu akademische ‚Spinnerei‘, den Geschlechtskörper als sozial konstruiert zu postulieren, so lässt die wachsende Popularisierung von allerlei Bearbeitungen des Körpers mit Wachs, Laser, Skalpell, Hormonen, Pigmenten, Silikon usw. im Dienste der Herstellung eines ‚richtigen‘ oder auch ‚normalen‘ Geschlechtskörpers darauf schließen, dass das ‚doing (gendered) bodies‘ eine be- und gewusste Trivialität geworden ist. Zunehmend mehr Menschen nehmen also ihre Körper gewissermaßen in die eigenen Hände und gestalten sich ihr körperliches Geschlecht – und zwar bewusst. Das ist sicherlich als logische Konsequenz gesellschaftlicher Modernisierung zu sehen und als Freiheitsgewinn zu bewerten. Doch ist das nicht die ganze soziologische Wahrheit. Denn ebenso ist die zunehmende und m.E. zunehmend bewusste Gestaltung des Geschlechtskörpers ‚in Zeiten ihrer technischen (Re-)Produzierbarkeit‘ (sehr frei nach Benjamin 1980) systematisch Teil von Normierungs-, Ungleichheits-, Exklusions- und letztlich Herrschaftsprozessen. Nicht nur Gestaltung in einem beliebigen und/oder gar emanzipatorischen Sinne wird alltäglich, diese wird zunehmend zum Imperativ der *Optimierung*. Das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007), welches die vorherrschende Vergesellschaftungsnorm der Gegenwart darstellt und das Pendant zur wiederum durchschlagenden „Ökonomisierung des Sozialen“ bildet (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000), ist nur noch dann anerkennungswürdig, wenn es zeigt, wie sehr es andauernd daran arbeitet, sich selbst effizient zu optimieren. Dies lässt sich empirisch nicht nur an den vielfachen Fernsehformaten nachvollziehen, die das Casting-, Voting- und Jury-Prinzip inszenieren, bei denen es letztlich nur darum geht, am härtesten an sich zu arbeiten und dabei den Normen mit unbedingtem Willen entsprechen zu *wollen*, die Andere – meist selbst ernannte Experten und Expertinnen (für Beauty, Fitness, Business usw.) – definieren. Das Optimierungsgebot greift vielmehr längst auch im Alltag auf unser aller Umgang mit dem (Geschlechts-)Körper zu: In der Pränataldiagnostik, dem Doping im Sport, den Präventionsprogrammen in Bildungs- und anderen öffentlichen Einrichtungen, dem professionellen Coaching, dem Bewerbungstraining, dem ‚Dating‘-Markt, der Schwangerschafts-, Geburts- und anschließenden Beckenbodengymnastik, den Wellness, den vielen somatisch orientierten Therapien und Angeboten etc. In all diesen Praxen wird auch der (Geschlechts-)Körper in ‚Topform‘ gebracht und zwar entlang marktrationaler Normen. Somatisches Selbstmanagement ist selbstverständlicher Teil unserer Gegenwartskultur. Man mag dies bewerten, wie man möchte (und sollte dies auch soziologisch, wie ich meine, sofern man gute Argumente anführt, die sich eben nicht mehr beziehen können auf eine natürlich gegebene ‚Eigentlichkeit‘ des Geschlechtskörpers) – doch scheint es so, dass in all diesen Praxen und Deutungen, der (Geschlechts-)Körper zu einem Ding mutiert, einer Sache, einem

Produkt. Zu einem Rohstoff also, den man optimal zu nutzen hat. Höchst problematisch scheint mir dabei, wie sehr einerseits die leibliche Dimension unterschlagen wird (vgl. wiederum Kap. 4 und auch 5 für eine empirisch gewendete Analyse), andererseits – und damit zusammen hängend – diese Ver-Objektivierung unterschlägt, dass Körper letztlich nicht *sind*. Genau genommen befinden sich ‚Körper‘ dauernd im Veränderungsprozess. Das muss nicht dramatisch, d.h. besonders auffällig und bewusst wahrnehmbar sein, und ist es meist auch nicht. Doch eine soziologische Auseinandersetzung mit den Konstruktions- und Konstitutionsmodi geschlechtlicher Körper muss davon ausgehen und darauf schauen, dass und wie Verkörperungen dynamische Prozesse sind. Und zwar permanent. Alle in diesem Buch präsentierten Zugänge verweisen genau hierauf: Performative, diskursiv konstituierte und leiblich wirksame somatische Prozesse zur Hervorbringung eines sozial anerkennungswürdigen Geschlechtskörpers sind systematisch fragil, prozessual und vom ‚Scheitern‘ bedroht. Anders also als leblose Objekte, die sich nicht oder nur kaum jenseits äußerer Einflüsse verändern, ist der Körper belebt und dabei in permanenter Veränderung. Vor diesem Hintergrund ist die etablierte, und wie gesagt als Erfolg zu wertende (soziologische) Rede von ‚dem‘ oder ‚der‘ Körper problematisch. Der Begriff des Körpers, und logischerweise auch des Geschlechtskörpers, ist eine Abstraktion gegenüber der somatischen Wirklichkeit als eine, die sich andauernd ändert, verwandelt, und vor allem als eine, die in höchstem Maße vielfältig ist. Keine zwei (Geschlechts-)Körper gleichen sich, kein Körper ist exakt derselbe, den er noch eine Stunde zuvor war oder eine Stunde später gewesen sein wird: Menschen kommen in einer enormen Vielfalt körperlich-leiblich vor und sie verändern sich dauernd. Schlaf, Sport, Sex, Arbeit, Essen, Mediennutzung, Kommunikation...alles, was wir tun, tun wir auch körperlich und alles, was wir tun, verändert ‚den‘ Körper beständig. Trivial zu sagen, dass diese Kausalität umgekehrt mindestens ebenso gilt. D.h., unsere körperliche Verfasstheit rahmt, prägt und konstituiert unsere Praxis: Wer auf zwei Beinen laufen kann, gelangt ohne größeren Denkaufwand in den Seminarraum in der dritten Etage – wer (aus welchen Gründen auch immer, und dafür gibt es viele) dies nicht kann, bleibt außen vor bzw. hat ein zu lösendes soziales Problem.

Diese Beispiele lenken den Blick darauf, dass die Rede z.B. von der ‚Körpersoziologie‘ das Risiko birgt, von genau der Vielfalt zu abstrahieren, die unsere somatische Wirklichkeit als komplexe Lebendigkeit ausmachen. Mit Adorno und Horkheimer lässt sich kritisch gegenüber dem ‚body turn‘ (Gugutzer 2006) in der Soziologie einwenden, dass hier eine begriffliche „Fetischisierung“ (Adorno 2003: 23) entsteht. Diese „schiebt [befriedigt] begriffliche Ordnung [...] vor das, was Denken begreifen will“ (ebd., S. 17). Wo es also darum gehen soll-

te, die praxeologische, prozessförmige, vielfältige und niemals abgeschlossene Qualität von ‚Verkörperung‘ soziologisch zu sehen, schiebt sich – zumindest im derzeitigen soziologischen Jargon – eine neue Verdinglichung vor die Phänomene. Oder anders gesagt: Wir sprechen vom (Geschlechts-)Körper, sehen und auch in der Forschung nachvollziehen und deuten müssen wir aber vielfältigste und kaum auf einen Nenner zu bringende Handlungen, Rahmungen, Normierungen, Eigensinnigkeiten und Erlebnisse, die körper-leiblich sind. Im Extremfall entmenslicht die verobjektivierende Rede vom Körper. Und so formulierte Barbara Duden im Rahmen einer lebhaften Diskussion, dass ihr „Körper nur in Bildern von Auschwitz“ begegnet seien.<sup>2</sup> Das ist ein im besten Sinne diskussionswürdiger Satz und ich bin mir sicher, dass auch und gerade in der universitären Lehre, entsprechende Debatten auch mit Hilfe dieses Buches stattfinden. Im Übrigen gilt das beschriebene Risiko letztlich für alle Begriffe und die damit bezeichneten Feldern der Soziologie: Schaut man genauer auf Deutungen, Praxen, Normen, Strukturen – und das macht die Soziologie ja aus –, dann entpuppen sich Familie, Klasse, Arbeit, Alter(n), Organisationen usw. als alles andere als eindeutig bestimmbar. Jeder soziologische Begriff läuft systematisch Gefahr, an seine immanenten Grenzen zu kommen, weil die Praxen der Menschen und ihre Deutungen die Eindeutigkeit der begrifflichen Ordnung untergraben. Will man sich nicht auf argumentatives Glatteis begeben und/oder sich mit normativen Setzungen begnügen, muss man zur Kenntnis nehmen, dass den körperlichen Praxen immer ein Überschuss inne wohnt, der in der soziologischen Chiffre ‚Körper‘ nicht aufgeht. Der aber auch nicht einfach ‚Natur‘ jenseits des Sozialen ist. Vergleichbares kennen wir z.B. aus der Familiensoziologie, in der Perspektiven des ‚doing family‘ zunehmend sichtbar machen, dass die lange Zeit vorherrschende implizite Annahme von Familie als verheiratetes, heterosexuelles Ehepaar mit einigen Kindern längst eine normative Setzung ist, die den vielfältigen, pluralisierten empirischen Familienformen nicht gerecht wird. Muss, kann man weiterhin von Familie sprechen? Und wenn ja, wie? Dieselben Fragen stellen sich für den/die Geschlechtskörper bzw. für die Körpersoziologie.

Die in diesem Buch präsentierten und diskutierten Perspektiven verweigern sich einer ‚Fetischisierung‘ des geschlechtlichen Körpers. Ihr Ausgangspunkt ist ja durchgängig, wenn auch in jeweils unterschiedlicher Weise, die Kritik an einer Ontologisierung von Geschlecht bzw. der körperlichen Geschlechterdifferenz, die die westeuropäische Moderne bis heute prägt. Handlungstheoretische, leibphänomenologische und diskurstheoretische Lesarten kritisieren die Vorstel-

2 Meine persönliche Erinnerung an eine Tagung in Bern im November 2005. Zur Tagung vgl. <http://kolloquium.sozioologie.ch/archive/05/>. Letzter Zugriff am 1.4.2011.

lung einer gegebenen, an sich seienden, ‚asozialen‘ Natur der Geschlechterdifferenz. Insbesondere die post-strukturalistische Diskursperspektive auf geschlechtliche Materialität (Kap. 3) arbeitet sich dabei systematisch an der widersprüchlichen, womöglich paradoxen Situation ab, dass wir einerseits essentialisierende Begriffe brauchen, um intelligible Subjektpositionen (wie Frau oder Mann) verkörpern zu können, und andererseits faktisch beständig daran scheitern, eine solche Position körperlich zu sein. Wie schon in der Einleitung zur ersten Auflage angekündigt, steht am Ende des Buches deshalb keinerlei Definition dessen, was nun eigentlich der Geschlechtskörper sei. Vielmehr regt das Buch dazu an, sich den Implikationen der Einsicht zu stellen, dass es ‚den‘ Geschlechtskörper so nicht gibt – wir ihn aber aus guten alltagsweltlichen Gründen praktisch voraussetzen.

Die vorliegende 4. Auflage ist textlich im Vergleich zur aktualisierten 3. Auflage unverändert. Eine Aktualisierung hätte in meinen Augen angesichts der Produktivität einschlägiger Studien und Debatten ein anderes, ein anders angelegtes Buch erfordert. Zugleich wird das Buch kontinuierlich nachgefragt und in der Lehre offenbar produktiv genutzt. Darüber freue ich mich sehr. Und so komme ich der Bitte des Verlags sowie den Herausgebern und Herausgeberinnen der Reihe ‚Geschlecht & Gesellschaft‘ nach einer weiteren Auflage nicht nur gerne nach, sondern bin geehrt von dieser Möglichkeit. In meiner Erfahrung eignet sich ‚Sexy Bodies‘ durchaus dafür, über das Buch hinaus zu fragen, zu denken und zu forschen. Es bietet einen weiterhin gültigen systematischen Überblick über die drei wesentlichen soziologischen Perspektiven auf die komplexe Konstruktion und Konstituierung dessen, was wir Geschlechtskörper nennen.

Zu danken habe ich vielen Personen, die kritisch, interessiert und kollegial an meiner (körper-)soziologischen Praxis beteiligt sind. Auch wenn ich selbstredend allein verantwortlich bin für die Inhalte dieses Buches, so sind vielfache Anregungen vieler Menschen hier eingeflossen. Zunächst danke ich herzlich meinen Kolleginnen und Kollegen am Institut für Soziologie der LMU München, an dem ich seit 2008 Lehrstuhlinhaberin bin. Besonders danke ich Armin Nassehi, mit dem sich über Differenz, Ontologie und soziologische Semantiken hervorragend diskutieren (und lachen) lässt. Meinen Mitarbeiterinnen Stephanie Feinler, Carolin Küppers, Nadine Sanitter, Imke Schmincke und Eva Tolasch danke ich für fortwährende inhaltliche Auseinandersetzungen und für vielerlei Ermöglichkeiten. Gisela Döring danke ich für ihre kluge, immer herzlich gestaltete Kompetenz. Weiterhin möchte ich den vielen Referierenden danken, die im Rahmen der Ringvorlesungen „Gendergraphien – Perspektiven auf Körper, Wissen, Praxen“ an der LMU München inspirierende Vorträge zum Thema ‚Geschlechtskörper‘ gehalten und anschließend diskutiert haben. Ute L. Fischer

und Sabine Hark sind unüberschätzbare intellektuelle Weggefährtinnen, danke dafür. Nicht zuletzt danke ich meinen Studierenden und Promovierenden, die durch ihre originellen Gedanken und ihr Engagement für lebendige soziologische Debatten sorgen. Am Ende steht ein großes Danke an Michael Cysouw, der weiterhin und immer wieder mein Leben in, mit und jenseits der Wissenschaft bereichert. Seit der letzten Auflage des Buches (2006) ist unser zweites Kind, Anna, in unserem Leben und auch mit ihr lässt sich nachvollziehen, wie faszinierend somatische Vergesellschaftung ist.

München, im April 2011

## Einleitung

Der Körper, seine Natur und unser Verständnis davon sind derzeit intensiv debattierte Themen der öffentlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung: Debatten um Gen- und Reproduktionstechnologien stellen die Gegebenheit und die Vielfalt der menschlichen Körper womöglich in Frage, z.B. wenn bei pränatalen Gen- und Ultraschalltests diagnostizierte „Anomalien“ zu Abtreibungen führen. Werden wir uns also in Zukunft die Beschaffenheit der Körper unserer Kinder vor ihrer Zeugung bzw. Geburt aussuchen können – oder gar müssen? „Neue“ Krankheiten wie „Fettleibigkeit“ oder „Burn Out-Syndrome“ machen medienwirksam deutlich, wie sehr die Zustände und Wahrnehmungen des Körpers von sozialen Kontexten abhängen. Dies wird auch verhandelt, wenn unter dem Stichwort „Wellness“ allerlei Konsumierbares angeboten wird: Reisen, Wohnungseinrichtungen, Duschgel, Kerzen, Yoghurts – um nur einiges zu nennen. Neue medizinische Verfahren, die es ermöglichen, beispielsweise dem „Gehirn beim Denken zuzuschauen“ (so wird ein bildgebendes Verfahren von einem Hersteller medizinischer Geräte beworben), erwecken den Eindruck, den Körper gänzlich sicht- und damit womöglich beherrschbar zu machen. Die Virtualität der digitalen Kommunikations- und Informationsmedien lösen gleichermaßen Ängste und Euphorien ob des vermeintlichen Verschwinden des Körpers aus und manche fragen sich gerade in Bezug auf neue Medien, „was vom Körper übrig bleibt“ (Becker/Schneider 2000). Neue Medienformate – wie z.B. „The Swan – endlich schön“ (Pro7, 2004) – inszenieren den Körper als Rohstoff im Dienste der Selbstoptimierung und man weiß derzeit nicht so recht, ob diese Inszenierungen bizarre Medienphänomene sind oder vielmehr eine Wirklichkeit spiegeln, in der die plastische Chirurgie als „Schönheitsoperation“ längst eine normale Option geworden ist. Immer mehr Menschen fragen sich immer expliziter: Was ist der menschliche Körper, wenn sich nicht nur Tiere, sondern auch Menschen zumindest potenziell gentechnisch „herstellen“ (klonen) lassen? Ist der menschliche Körper bloße „Materie“ im Sinne eines biologischen Rohmaterials? Welche Formen muss ein Körper haben, um als „gesund“ zu gelten? Wie wichtig ist der Körper für die Kommunikation? Stellen etwa die Plastinate der massenhaft besuchten Ausstellung „Körperwelten“ (u.a. in Mannheim 1997; Japan 1998; Köln 1999; Oberhausen 2000; Berlin 2001; Brüssel 2001/02; London 2003;

Seoul/Korea 2003/04; Singapur 2003/04, Taipeh/Taiwan 2004; Los Angeles 2004/05; Chicago 2005 mit weltweit über 17 Millionen Besucher) wirklich unsere Körper dar?<sup>3</sup> Oder ist es vielmehr so, wie Duden (1997: 490f.) in Bezug auf eine andere, ähnliche Ausstellung zum Körper<sup>4</sup> schreibt: „Beim Ausgang hatte ich das Gefühl, ich sei meiner Leibhaftigkeit entkleidet worden, hätte sie abgelegt. (...) Hier waren alle Dimensionen verrückt, jede Orientierung an einem Soma, am Körper, Fleisch, Sensibilität waren ausgelöscht, (...)“. So wie Duden ergeht es womöglich wohl vielen Menschen, die die aktuelle Medikalisierung, Biologisierung, Entnaturalisierung, Normierung und Kommerzialisierung des Körpers in der öffentlichen Diskussion mit Unbehagen betrachten. Unbehaglich zumute ist auch vielen beim Anblick gepiercter und tätowierter Jugendlicher – aus verschiedenen Gründen. Die einen sehen den Verlust der Distinktion drohen, die solche Körperpraxen auszeichnete, als Tätowierungen oder Piercings noch ein sicherer Hinweis auf die Zugehörigkeit zu einer sexuellen, politischen oder ästhetischen Subkultur jenseits des kommerziellen Mainstream waren. Andere beklagen den Verlust des ‚guten Geschmacks‘ und der klaren Unterscheidung zwischen ‚Zivilisierten‘ und ‚Wilden‘.

In diesem Unbehagen schimmert ein grundlegendes Problem durch: „[wird] verfügbar, was einst als unverfügbar galt“ (Barkhaus/Fleig 2002: 9). Der Körper wird immer mehr zu einer modellierbaren Masse, dessen Formung nicht nur zu einer Frage des Geldes wird, sondern womöglich auch im Dienste einer von ökonomischem Kalkül getriebenen Rationalität der ‚Selbst-Optimierung‘ steht. Das vielfache Unbehagen am Körper lässt sich also auch als Reaktion auf einen z.T. ent-traditionalisierten Umgang mit dem Körper im Alltag vieler Menschen deuten. Der Körper ist nicht mehr nur eine Oberfläche, auf der sich politische oder soziale Haltungen abbilden lassen – wie lange Haare bei Männern in der Hard Rock-Szene oder feministischen Dress-Codes in der Frauenbewegung. Vielmehr gehen soziale Handlungen zunehmend unter die Haut und verändern diesen in seiner Beschaffenheit selbst. Ob diese Einschreibungen und die damit verbundenen Formungen des Körper tatsächlich neu- und einzigartig sind, das wird in Teilen der Sozial- und Kulturwissenschaften intensiv debattiert. Schließlich sind Kontaktlinsen, Beinprothesen, Herzschrittmacher, Diäten, Schnürkorsetts, abgebundene Füße, Drogenkonsum oder rituell erzeugte Narben – um nur einige Beispiele zu nennen – wahrlich keine neuen Erscheinungen des frühen 21. Jahrhunderts in Westeuropa. Sowohl historisch wie regional vergleichende Blicke zeigen, dass die Bearbeitung des Körpers durch menschliches Handeln au-

<sup>3</sup> Angaben aus [www.koerperwelten.de](http://www.koerperwelten.de); letzter Zugriff am 23.10.2005.

<sup>4</sup> Science for Life – A Window into Life. Ausstellung im Wellcome-Institut, London.

ßerordentlich ‚natürlich‘ ist insofern sie massiv vorkommt und geradezu universal zu sein scheint.<sup>5</sup> Die gegenwärtigen sozialen Wahrnehmungen, Formungen und Inszenierungen des Körpers – sowie ihre historische und kulturelle (Un)Vergleichbarkeit – werden in den Sozial- und Kulturwissenschaften zunehmend thematisiert. Und so lässt sich in den letzten fünf bis zehn Jahren ein regelrechter ‚Boom‘ der fachwissenschaftlichen Literatur zum Körper konstatieren, der ja immer auch darauf deutet, dass Forschungsgelder für das Thema im Umlauf sind. „Bodycheck – Wie viel Körper braucht der Mensch?“ fragte die renommierte Körber-Stiftung 2001/02 in ihrer Ausschreibung des Studienpreises.<sup>6</sup> Gab es vor dem Jahr 2000 nur vereinzelte sozialwissenschaftliche Tagungen zum Thema Körper, so kommt inzwischen – im Jahre 2005 – kaum ein anspruchsvoller Kongress zum sozialen Wandel, zur sozialen Ungleichheit oder zum Geschlecht ohne diesen aus. Im Oktober 2004 richtete die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) ihren Soziologiekongress zum Thema „Kulturelle Differenzen – Soziale Ungleichheit“ in München aus und neben einem Plenum, d.h. einer prominent platzierten Veranstaltung, gab es dabei unzählige Foren, ad hoc-Gruppen und Sektionsveranstaltungen, die den Körper unter die soziologische Lupe nahmen. Einen Höhepunkt der Institutionalisierung der Körpersoziologie bildet die im November von der DGS formal genehmigte Umbenennung der Sektion Soziologie des Sports in „Soziologie des Körpers und des Sports“. Mit dem Einführungsband von Gugutzer (2004) sowie dem Sammelband von Schroer (2005) liegen inzwischen auch einschlägige Bücher für ein breites Publikum vor, dessen „grundlegendes Ziel [darin] besteht, herauszuarbeiten, wie der menschliche Körper als gesellschaftliches Phänomen zu verstehen ist“ (Gugutzer 2004: 6; Hervorh. i.O.). Oder, wie Schroer in seiner Einführung zum Sammelband bündig formuliert: „Es ist nicht länger zu übersehen: Die Soziologie hat den Körper [für sich] entdeckt“ (Schroer 2005: 7). Dass dies so ist, hat weniger mit fachimmanenten Entwicklungen zu tun – sofern es solche bei einer Disziplin, die sich mit dem Sozialen auseinander setzt, überhaupt gibt –, sondern mit Veränderungen der sozialen Wirklichkeit.<sup>7</sup> Diejenigen, die den Körper betreffen,

<sup>5</sup> Aus der Fülle an Literatur zum Thema der sozialen Formung des Körpers aus historischer und anthropologischer Perspektive vgl. z.B. Barkhaus/ Mayer/Roughley/Thürnau 1996; Douglas 1981; Elias 1976; Featherstone 2000; Gebauer/Wulf 1998; Kamper/Wulf 1982; Lorenz 2000; Mauss 1975; Sarasin 1996 mit der dort angegebenen Bibliographie.

<sup>6</sup> Ausschreibung und Hintergründe sind nachzulesen unter [www.koerber-stiftung.de](http://www.koerber-stiftung.de); letzter Zugriff am 25.10.2005.

<sup>7</sup> Weitere Sammelbände und Monographien, die den aktuellen Stand der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Körper wieder geben sind Abraham 2002; Alkemeyer/Boschert/Schmidt/Gebauer 2003; Barkhaus/Fleig 2002; Bette 2005; Hahn/Meuser 2002; Jäger 2004; Kuhlmann 2004.

sind sicherlich die grundlegendsten, die wir derzeit erleben. Denn es geraten Grenzen und Unterscheidungen ins Wanken, die das menschliche und soziale Selbstverständnis betreffen. Die „Grenzen des Verfügbaren“ (in Anlehnung an Barkhaus/Fleig 2002), dessen also, was vom Menschen mach- und beherrschbar ist, scheinen sich wenn nicht aufzulösen, so doch massiv zu verschieben.

Alltagsweltliche Grenzerosionen erzeugen wissenschaftlich hoch produktive Fragen: So zeugen die aktuellen (öffentlichen wie sozialwissenschaftlichen) Diskussionen um den Körper von einer Verunsicherung darüber, was der Körper überhaupt ist. Es ist Angerer nur zuzustimmen, wenn sie schreibt: „Der Körper (...) nimmt (...) die Position eines Unbekannten ein, dessen selbstverständliche Vertrautheit sich vielfach infrage zu stellen begonnen hat.“ (Angerer 1995: 17). Auch für mich war diese Verunsicherung im Laufe der Beschäftigung mit dem (Geschlechts-)Körper immer wieder verwirrend. Letztendlich war es aber eine produktive Herausforderung, die mich darin bestärkt hat, an einem theoretischen Projekt festzuhalten, das den Körper nicht als das, was er ‚eigentlich ist‘ entdecken will, sondern zeigen möchte, dass das, was der Körper ist, sich nur in seinen vielfältigen Bedeutungen und Konstruktionsmodi erschließt. Insofern ist es ein Ziel dieses Buches, Verwirrung und Unsicherheiten zu schaffen, gleichzeitig aber die Leser/innen durch diese Untiefen in – hoffentlich erkennbar – strukturierter Weise hindurchzuführen. Denn das ‚fremdeln‘ angesichts des Selbstverständlichen ist der Ausgangspunkt aller wissenschaftlicher und damit auch soziologischer Tätigkeit und daher ebenso produktiv wie spannend. Zugleich liefert die soziologische Analyse, wenn sie fundiert und gewissenhaft betrieben wird, Werkzeuge zur Strukturierung und Erklärung dessen, was Verwirrung stiftet. In diesem Sinne stellt das vorliegende Buch eine Reise dar. Das Ziel – der Geschlechtskörper – scheint vertraut, entpuppt sich aber, wie bei Reisezielen nicht selten der Fall, als Produkt der Phantasie der Reisenden. Wer je Reiseliteratur zur Vorbereitung einer Reise gewälzt hat, wird wissen, dass sich das angefahrne oder angeflogene Ziel eben doch ganz anders darstellt als in den Beschreibungen und Abbildungen in einem Buch. Anders ausgedrückt: Wir werden unser ursprüngliches Reiseziel nie erreichen, denn es wird sich auf dem Weg ständig verwandeln. Doch gerade dieses Changieren kommt der Realität näher als etwa eine auswendig erlernbare Definition.

Die Brisanz der erwähnten Verunsicherung in Bezug auf den (Geschlechts-)Körper ergibt sich zunächst daraus, dass der Körper gemeinhin der Sphäre des Natürlichen zugeschlagen wird. Einen Körper haben wir, das ist doch klar. Mit diesem werden wir geboren, er entwickelt sich von selbst, wird mal krank und alt, er führt ein Eigenleben. Es gleicht folglich einem Sägen an den Grundpfeilern unserer Wahrnehmung, wenn, wie im Falle der in diesem Buch

behandelten Ansätze, postuliert wird, dass der natürliche Körper nur ‚angeblich‘ oder ‚scheinbar‘ natürlich ist. Was der Körper *ist*, erweist sich nämlich bei genauerer soziologischen Betrachtung als ungewiss. Wenn etwa der Geschlechtskörper als Resultat hegemonialer Diskurse oder als konstruierte Interaktionsrealität analysiert wird, dann scheint er sich in den Konstruktionen, die ihn ‚machen‘, zu verlieren. Dass der Körper, auch und gerade der Geschlechtskörper beides, Natur und Kultur zugleich ist, das ist eine der zentralen Einsichten dieser Arbeit und wird ausführlich in allen Kapiteln ausgeleuchtet. Es wird sich aber auch zeigen, dass es genau darauf zu achten gilt, was in einem jeweiligen sozialwissenschaftlichen Paradigma als Natur bzw. Kultur verstanden und wie die Verschränkung zwischen beiden konzeptualisiert wird. Als gesichertes Ergebnis dieses Buches kann daher gelten, dass der Geschlechtskörper *naturhaft* ist – seine *Natürlichkeit ist sozial gemacht*.

Damit ist ein zentraler epistemologischer (d.h. erkenntnistheoretischer) Ausgangspunkt und somit die wissenschaftliche Selbstverortung der nachfolgenden Ausführungen benannt. Die Reise führt durch das Feld gegenwärtiger *sozialkonstruktivistischer* Ansätze, die die moderne Unterscheidung zwischen Natur und Kultur hinterfragen und statt dessen die gegenseitige Konstitution beider hervorheben (vgl. Kapitel 1 und Exkurs I). Diesen Perspektiven zufolge gibt es keine anthropologisch konstante ‚Natur‘ des Menschen, die qualitativ isolierbar und damit eindeutig bestimmbar wäre. Vielmehr ist es die ‚Natur‘ des Menschen, ein immer schon vergesellschaftetes Wesen zu sein.<sup>8</sup> Und da sich Gesellschaften im permanenten Wandel befinden, tut es auch die ‚Natur‘ des Menschen. Hierauf hinzuweisen und damit die Selbstverständlichkeiten einer jeweiligen kulturellen Natur zu hinterfragen ist eines der Hauptanliegen sozialkonstruktivistischer Perspektiven. Konstruktivistisch heißt also zunächst, die ontologische oder metaphysische Bestimmung von Gegenständen zu hinterfragen:<sup>9</sup> ‚Der Baum‘, ‚der Mensch‘, ‚das Geschlecht‘ etc. sind aus dieser Sicht keine Universalien, die jenseits von Zeit und Raum und der Wahrnehmung durch Menschen existieren. Der Konstruktivismus analysiert statt dessen, wie die menschliche Wahrnehmung strukturiert ist, die dann dazu führt, dass wir etwas als Natur bzw. als ontologisch gegebene Tatsache wahrnehmen. Wenn dieses Paradigma, das im ersten Exkurs forschungspragmatisch skizziert wird, in den Kontext der Sozialwissenschaften gestellt wird (ob bezogen auf die Methoden oder auf die Forschungsgegenstände), dann spreche ich von Sozialkonstruktivismus.

8 Vgl. Kapitel 1.

9 Vgl. von Glasersfeld 1997.

Andererseits aber, und das wird m.E. oft übersehen, gehen sozialkonstruktivistische Perspektiven durchaus davon aus, dass es so etwas wie ‚Natur‘ gibt. Davon auszugehen, dass alles konstruiert ist, ist nicht gleichzusetzen mit ‚Künstlichkeit‘, ‚Beliebigkeit‘ oder soziologischem Idealismus. Wenn wir heute etwa Menstruation als ein natürliches Merkmal von Frau-Sein nicht nur kognitiv wahrnehmen, sondern leiblich empfinden (Schmerzen, Stimmungen usw.), so fragt eine sozialkonstruktivistische Perspektive danach, wie es dazu kommt, dass dies so ist. Dafür muss sie die ‚Natürlichkeit‘ der Menstruation als objektive, universelle, ontologische ‚Wahrheit‘ deplausibilisieren – und erklären, wie die aktuelle ‚Natur‘ als Natur hergestellt wird. Die Geschlechterdifferenz, vor allem hinsichtlich ihrer biologischen Legitimierung, ist solch eine Natur. Die Pointe aller konstruktivistischen Zugänge liegt also darin, das ‚Gemachte‘ am ‚Gegebenen‘ aufzuzeigen und zu untersuchen.

Der Körper ist für die Soziologie besonders anregend, weil sich an ihm eine der ‚großen‘ Fragen der Disziplin exemplarisch bearbeiten lässt: Wie hängen soziale Strukturen und individuelle Existenz zusammen? Die Geschlechterdifferenz, die eng an den Körper gekoppelt ist, ist geeignet, etwa die Gleichzeitigkeit und Gleichursprünglichkeit verobjektivierter Strukturen einerseits und interaktiven, auf der Mikro-Ebene liegenden Konstruktionsleistungen von Individuen andererseits zu betrachten. Die Geschlechterdifferenz ist eine in diesem Sinne *verobjektivierte* Struktur. Sie ist zugleich eine der grundlegendsten Dimensionen von Subjekthaftigkeit — ein Subjekt ohne Geschlecht ist zwar theoretisch denkbar (wenngleich dies schon so kontrafaktisch ist, dass es an ‚Spinnerei‘ grenzt), aber realiter kann man hier und heute kein Mensch ohne Geschlecht sein. Und schließlich ist die Geschlechterdifferenz eine von Individuen produzierte Wirklichkeit. Wie diese Produktionen soziologisch begriffen werden können, das ist das zentrale Thema dieses Buches. Die Fragen sind also: Wie kann es sein, dass die Geschlechterdifferenz eine ‚natürliche‘ Tatsache ist, die sich aber, je mehr man sich soziologisch mit ihr beschäftigt, als sozial konstruierte, *naturnhafte* Wirklichkeit entpuppt? Inwieweit werden Individuen durch die Struktur der Zweigeschlechtlichkeit zu Männern und Frauen? Und: Inwieweit produzieren Männer und Frauen auch andererseits die soziale Struktur der Zweigeschlechtlichkeit? Wie konstituieren sich soziale Verhältnisse wie die Geschlechterdifferenz als ‚Natur‘? Wie kommt es, dass Menschen sich mit Haut und Haaren als Frau bzw. Mann fühlen? Die – an dieser Stelle – thesenhafte Antwort ist, dass der Körper der Ort ist, in dem sich soziale Strukturen materialisieren, das heißt, ihre Faktizität entfalten und für Subjekte im wahrsten Sinne des Wortes spürbar werden.

Das vorliegende Buch verortet sich zunächst im wachsenden Feld der sozialwissenschaftlichen Forschung um den Körper. Wie einige andere Arbeiten zum Zusammenhang von Gesellschaft und Körper verfahre auch ich rekonstruktiv und exegetisch, weil es der ausdrückliche Anspruch dieses Buches ist, eine Orientierungshilfe und eine Einführung in das Feld zu geben.<sup>10</sup> So wird zunächst rekonstruiert, was verschiedene Forschungsansätze zum Thema Geschlechtskörper zu sagen haben. Zugleich wird die Rekonstruktion, die kritische Diskussion und die synthetisierende Zusammenstellung verschiedener Ansätze aus einer spezifischen Perspektive erfolgen. Als Soziologin mit gesellschaftstheoretischem Anspruch hatte ich ein wachsendes Unbehagen bei der Lektüre und der Auseinandersetzung mit körpersoziologischer Literatur. Als Geschlechtersoziologin meine ich, dass die Gender Studies bisweilen die Komplexität sozialer Strukturen verkennen und zwar vor allem dann, wenn es um den Körper geht. Die Zweigeschlechtlichkeit existiert nämlich – immer – im sozialen Kontext von Institutionen, familialer und freundschaftlichen Beziehungen, Arbeitsmärkten, Organisationen usw. Dieser Sachverhalt lässt sich nur mit einem gesellschaftstheoretischen Begriff des Geschlechterverhältnisses analysieren und bildet als gesellschaftstheoretische Dimension den zweiten Strang meiner Überlegungen und damit auch die zweite soziologische Debatte, in der sich diese Arbeit verortet. Gesellschaftstheoretische Analysen des Geschlechts gehen im Schlagwort des ‚Geschlechterverhältnisses‘ auf, wie es in den Arbeiten von Becker-Schmidt und Knapp entwickelt worden ist.<sup>11</sup> Demnach ist das Geschlechterverhältnis ein ‚relationaler Begriff‘, der als soziales (Herrschafts-)Verhältnis „auf die Gesamtheit (...) institutionalisierter Regelungen in einem sozialen Gefüge [definiert ist], durch welche die beiden Genus-Gruppen gesellschaftlich zueinander ins Verhältnis gesetzt werden“ (Knapp 1995: 130). Mein Standpunkt lautet vor diesem Hintergrund und in Anlehnung an eine ganze Reihe von Autoren/innen, dass die Geschlechterdifferenz als Unterscheidung zwischen Männern und Frauen, die biologisch legitimiert ist, immanent in beide Strukturprinzipien bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften (Geschlechterverhältnis und soziale Ungleichheit) eingebettet und von weiteren Differenzachsen (Ethnizität, Sexualität) konstituiert ist. Anders gesagt: wir sind Frauen und Männer immer in spezifischen sozialen Kontexten, die von Macht, sozialer Ungleichheit und Ungleichwertigkeit durchzogen sind. Die Konstruktion des Geschlechts auch und gerade anhand des Körpers impliziert immer auch Konstruktionen anderer Differenz- und Ungleichheitsphänomene wie Klasse, race/Ethnizität, Sexualität. Die ge-

10 Vgl. Gugutzer 2004; Maihofer 1995; Shilling 1993; Turner 1996.

11 Vgl. Kap. 1.1 und 1.2.

schlechtliche Existenz eines Individuums ist aus den gesellschaftlichen Bezügen, in denen sie geformt, wahrgenommen und gelebt wird, nicht zu trennen. Folglich kommt das Geschlecht nie in Reinform daher. Diese genuin soziologische Perspektive ist bislang in der Literatur zum Thema ‚Konstruktion der Geschlechterdifferenz‘ nicht systematisch berücksichtigt worden. Damit ist nicht gesagt, dass es nicht eine Reihe wichtiger Arbeiten gibt, die sich mit der Verschränkung verschiedener sozialer Kategorien und deren Verkörperung befassen. Ein Beispiel hierfür sind einige Arbeiten von Pierre Bourdieu und von Soziologen/innen, die sich im Anschluss daran mit dem Zusammenhang von Geschlecht und Klasse auch empirisch auseinander setzen.<sup>12</sup>

Weiterhin wird diese Reise durch z.T. recht heterogenes wissenschaftliches Terrain führen. Die Route wird in manchen Abschnitten ungewöhnlich anmuten, denn der Körper ist, wenn man so will, inter- oder gar transdisziplinär. Er ist eine Schnittstelle vielfältiger Diskurse: Biologie, Philosophie, Soziologie, Geschichte und Anthropologie haben jeweils ‚ihren‘ Körper und jeder hat seine Plausibilität. In diesem Buch werden nicht alle Disziplinen und ihre Körper thematisiert, sondern die – im weiteren Sinne – soziologischen Zugänge. Die Schwierigkeit, aber auch zentrale Herausforderung der Körpersoziologie bleibt aber bestehen und liegt in der permanenten Übersetzungsarbeit zwischen disparaten Debatten, Theorien, Konzepten und Methoden. So ist die Vermittlung gesellschaftstheoretischer Überlegungen zum Geschlechterverhältnis mit mikrosoziologischer Leib-Phänomenologie eine ebenso wenig gängige Übung wie die Zusammenführung feministischer Diskurstheorie à la Butler mit Modellen des Klassenverhältnisses à la Bourdieu und deren Verknüpfung zu wissenschaftshistorischen Arbeiten etwa zur Geschichte der Hormone. Was mir als Leitfaden durch das Dickicht der Ebenen und der Komplexität der Theorie-Stränge gedient hat, ist das metatheoretische Modell von Knapp (1992), das als heuristischer Horizont die Möglichkeit bietet, soziologische Ansätze hinsichtlich ihres Gegenstandes und ihrer Reichweite zu systematisieren.

Dieses Modell stellt den Anfang der Reise durch den Geschlechtskörper dar, die in dieser Arbeit unternommen wird (1.1). Das Knappsche Modell umfasst auch die Diskussion um Mikro- und Makrosoziologie, bei der es um die Frage geht, wie Individuum und Struktur verknüpft sind. Um dieses Verhältnis zu präzisieren, werden zunächst die Strukturen bzw. Strukturbegriffe entfaltet, die in der Arbeit eine Rolle spielen: Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnis (1.1.2) sowie ‚strukturierte soziale Ungleichheit‘ (1.2). Bei letzterem wird es vor allem um die Begriffe ‚strategische Ressourcen‘ (Kreckel) und ‚Kapital‘

<sup>12</sup> Vgl. Bourdieu 2005 und die Beiträge in Kraus/Dölling 1997.

(Bourdieu) gehen. Denn wenn die Geschlechterdifferenz gemacht wird, wie es sozialkonstruktivistische Analysen nahe legen, dann geschieht dies mittels Ressourcen, die ihrerseits ungleich verteilt sind. Weiterhin vollziehen sich die Konstruktionen in sozialen Kontexten, die von sozialer Ungleichheit strukturiert sind.

Wie aber vermitteln sich diese Strukturen mit Subjekten? Unter 1.3 wird diese ‚große‘ Frage der Soziologie aufgegriffen und als ‚Vergesellschaftung‘ diskutiert. Dabei wird skizziert, dass und wie Vergesellschaftungsprozesse zweiseitig wirken. Zum einen bewirken sie – programmatisch formuliert –, dass Menschen so ‚werden‘, wie es die sozialen Strukturen gewissermaßen erfordern. Vergesellschaftung meint aber immer auch die aktive „Selbst-Bildung in sozialen Praktiken“ (Bilden 1991: 280), die notwendigerweise mehr und anderes ist als die bloße Reproduktion sozialer Strukturen. Zum anderen umfasst der Vergesellschaftungsbegriff die Einsicht, dass soziale Strukturen nur insofern real sind, als Subjekte sie (er-)leben. An dieser Stelle kommt denn auch der Körper ins Spiel, weil die Verankerung von Individuen maßgeblich abhängt von präreflexiven Handlungs- und Wahrnehmungsroutinen, die eben nicht rein kognitiv oder den Subjekten äußerlich sind, sondern ‚unter die Haut gehen‘. Unter 1.4 werden die Prämissen geklärt, die verstehen helfen, was es heißt, den ‚Körper als subjekttheoretischen Ausdruck von Klassen- und Geschlechterverhältnissen‘ zu verstehen und welche, vor allem epistemologischen, Prämissen für eine solche Auffassung gesetzt werden. In diesem Abschnitt wird auch die, den Reisenden wahrscheinlich unter den Nägeln brennende, Frage nach der Biologie und der ‚Natur‘ des Körpers gestellt und herausgearbeitet, dass a) hier nur der soziologisch relevante Körper interessiert, weil es nicht darum geht (und auch nicht gehen kann), was der Körper nun eigentlich und letztendlich ist und b) auch die Biologie durchaus Raum für soziologische Einsichten bietet. Anders gesagt: Eine sozialwissenschaftliche Analyse des Körper braucht die Biologie zum Verständnis dessen, was er anatomisch, hormonell, physiologisch – auch – ist, aber diese Dimension schließt das Verständnis vom Körper als sozial konstruiert nicht zwangsläufig aus.

Das zweite Kapitel wird sich mit der Konstruktion der Naturhaftigkeit des Geschlechtskörpers aus handlungstheoretischer Perspektive beschäftigen. Dabei werden ethnomethodologische Perspektiven im Vordergrund stehen, denen zufolge sich die Naturhaftigkeit der körperlichen Geschlechterdifferenz als ‚Vollzugswirklichkeit‘ entpuppt (2.2 und 2.3). Es sei an dieser Stelle bemerkt, dass es nicht um die Handlungstheorie(n) in ihrer Breite und Verzweigtheit geht. Vielmehr folgen die Ausführungen einem paradigmatischen Autor (Stefan Hirschauer), der gleichwohl auch bezüglich der Klassiker wie z.B. Garfinkel rekonstru-

iert wird. Beim interaktiven Vollzug der Geschlechterdifferenz (*doing gender*) werden einerseits soziale Ressourcen wie kulturelle Objekte, Räume, Sprache usw. zum Einsatz gebracht, andererseits findet die alltagsweltliche Vergeschlechtlichungspraxis in gesellschaftlichen Räumen und Kontexten statt (Institutionen, Organisationen, juristische und medizinische Diskurse usw.). Wie die kritische Diskussion der handlungstheoretischen Geschlechtersoziologie zeigen wird (2.4), werden diese Aspekte allerdings in der ethnomethodologischen Analyse selbst nicht aus der Perspektive sozialer Ungleichheit betrachtet. Die Normen, an denen sich die Darstellungen der Geschlechterdifferenz orientieren, sind ebenfalls nicht das Thema der Ethnomethodologie (2.5).

Im dritten Kapitel werden diese analytischen Grenzen zum Ausgangspunkt gemacht und danach gefragt, welche Normen die Konstruktionen bedingen. Die in diesem Kapitel entfaltete diskurstheoretische Betrachtung des Geschlechtskörpers (Judith Butler) fokussiert Geschlechterdifferenz und Heterosexualität als konstitutive Normen der Konstruktion sozial sinnhafter (*intelligibler*) Körper (3.4 und 3.5). Im Rahmen der genealogisch verfahrenen Diskurstheorie erweist sich die Naturhaftigkeit des Geschlechtskörpers als diskursive Naturalisierung, genauer als sprachliche Ontologisierung. Anders: Sprache *konstituiert* Materie. Der Schwerpunkt diskurstheoretischer Perspektiven liegt, wie sich zeigen wird, auf der Macht des Wortes, d.h. auf der *epistemologischen* Macht performativer Sprechakte, spezifische Realitäten zu erzeugen (3.2). Damit tritt die *soziale* Macht der Sprache in den Hintergrund, die aber durch die Verknüpfung mit der sprachsoziologischen Perspektive Bourdieus eingeholt werden kann. Aus dieser ist Sprache ein Medium sozialer Kommunikation und damit auch eine zentrale – ungleichheitskonstituierende – soziale Ressource (3.6).

Was aber weder ethnomethodologische noch diskurstheoretische Analysen befriedigend zu erfassen vermögen, ist die stabile Verankerung sozialer Normen in die Subjektivität der Individuen als präreflexives *„sinnliches“* Wissen. Ob als Diskurs oder als interaktive Vollzugswirklichkeit – die emotionale, *„sinnliche“* Realität der Geschlechterdifferenz bleibt in beiden unterbeleuchtet. Diese Kritik stellt vor allem im Kontext der Butler-Rezeption einen Hauptpunkt der Diskussion um die Konstruktion des Geschlechtskörpers dar, wie die *spitze* Formulierung von der *„Frau ohne Unterleib“* (Duden 1993) trefflich zusammenfasst. Wenn weiter oben vom *„Verlust“* des Körpers im Zuge seiner sozialwissenschaftlichen Thematisierung die Rede war, so ist genau dieser Punkt gemeint: Die sinnhaften, *„fleischlichen“*, emotionalen Aspekte des Körper-Seins und Körper-Habens, die im Alltagsleben aller Individuen eine prominente Rolle spielen, kommen weder in der diskurstheoretischen noch in der ethnomethodologischen Analyse vor. Durch die phänomenologische Differenzierung zwischen Leib und

Körper, die Lindemann unter Rückgriff auf Plessner und Schmitz entwickelt, wird der wortwörtlich fühlbare Gehalt der geschlechtsrelevanten Konstruktionen betont und differenziert analysiert (Kapitel 4.1 und 4.2). Damit kann die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur als wechselseitiges Konstitutionsverhältnis gedacht werden, bei dem sich das soziale Körper-Wissen und die unmittelbaren, leiblichen Empfindungen zirkulär verstärken bzw. bedingen. Die tradierte und nach wie vor lebensweltlich fest verankerte Gegenüberstellung eines natürlichen *„sex“* und eines kulturellen *„gender“* kann m.E. damit produktiv überwunden werden. Demnach wirkt das sozial produzierte Wissen um den Körper wie ein *„Verhaltens- und Empfindungsprogramm“*, so dass bestimmte Regionen des Körpers ganz unmittelbar (d.h. leiblich) als das Geschlecht empfunden werden wie z.B. Busen, Penis oder Vagina.

Die analytischen Grenzen der mikrosoziologischen Phänomenologie liegen allerdings in der mangelnden gesellschaftstheoretischen Fundierung der normativen Gehalte des sozialen Körper-Wissens, wie an der Diskussion um die sog. *„signifikanten Körperformen“* und *„Leibesinseln“* deutlich werden wird (Kapitel 4.2). Mit Judith Butlers Spekulationen um die Möglichkeit eines *„lesbischen Phallus“* (Butler 1995: 85-128) kann die eigentümliche Fixierung der verschiedenen vergeschlechtlichten Leibesinseln kritisch reflektiert werden, die in der phänomenologischen Perspektive *„nur“* deskriptiv konstatiert werden kann. Dies wird in der Erkenntnis münden, dass die phänomenologische Mikrosoziologie der Verknüpfung mit einer Diskurstheorie bedarf, die ihrerseits die *spezifischen* Normen des sozialen Körper-Wissens analysiert. Doch auch diese ist nicht des Geschlechtskörpers letztes Wort. Nur ein pluralistisches Forschungsdesign, das verschiedene Blicke zulässt und dabei die jeweiligen Schärfen und blinden Stellen reflektiert, ist dem Geschlechtskörper angemessen – forschungspragmatische Fokussierung ist selbstverständlich geboten.

Am Ende der Reise liegt kein sicherer Hafen – wir wissen dann nicht, was der Geschlechtskörper *ist* (Kapitel 5). Wie alle soziologisch relevanten Grundkategorien wird sich auch der Geschlechtskörper nicht auf eine Essenz fixieren lassen. Dass die Menschen ihre Geschichte, ihre Gesellschaft und letztendlich ihre Welt selbst machen, ist eine Grundeinsicht der Soziologie. Dass sich nun auch der Geschlechtskörper als selbst gemacht erweist, bedeutet einen möglicherweise bedrohlichen Verlust an *„ontologischer Gewissheit“* und damit auch Verlust an klarer Orientierung. Aber es eröffnen sich auch neue Möglichkeiten und (zumindest potenziell) ein Mehr an demokratischen Pluralismus, denn die *„Verflüssigung“* von lebensweltlichen Selbstverständlichkeiten ist Ausdruck einer gesteigerten (Selbst-)Reflexivität sowohl von Gesellschaften wie von ver-

gesellschafteten Individuen.<sup>13</sup> Wenn, wie die Geschichte zeigt, tradierte Gewissheiten infrage gestellt werden, dann werden auch immer neue Handlungsspielräume und Lebensentwürfe möglich. Ob also in Zukunft etwa die Männer (auch?) Babys bekommen, ob es irgendwann 20 Geschlechter geben wird, ob das Geschlecht eine ebenso ‚manipulierbare‘ Größe wie die Haarfarbe wird – das kann und soll hier nicht beantwortet und auch nicht beurteilt werden. Ich hoffe aber, dass das Buch zur phantasievollen Reflexion über diese Fragen anregt; es soll eine Reiselektüre sein, die neugierig macht und durchaus auch irritieren will. Gewohntes wird fragwürdig und Einfaches erscheint verwirrend komplex. Wer sich aber auf die Reise durch den Geschlechtskörper einlässt, wird am Ziel mit geeignetem analytischem Werkzeug, d.h. mit einem Kompass, ausgerüstet sein, um selbst weiter zu reisen. Was das bringt, soll ein Aufsatz zum Thema Tango illustrieren. Wir schreiten dann von der Theorie auf die Tanzfläche und sehen, wie im (argentinischen) Tango die Konstruktionen zum Tanzen gebracht werden.

13 Habermas 1981, Bd. 1: 108ff.

## 1 Struktur-Subjekt-Handlung-Körper

Die Reise beginnt beflügelt von einer großen Frage: Wie vermitteln sich historisch sedimentierte Strukturen einerseits und konkrete Personen mit ihrer Individualität und Handlungsfähigkeit andererseits? In eine Geschlechterperspektive übersetzt, reformuliert sich die Frage folgendermaßen: Was ist das strukturelle Geschlechterverhältnis und wie ist es mit der Geschlechterdifferenz verknüpft (1.1)? Da die Stationen der Reise theoretischer Natur sind, wird zunächst ein metatheoretisches Modell skizziert, das als Raster für den Theorievergleich fungiert (1.1.1). Daran anschließend wird der Begriff des Geschlechterverhältnisses erörtert (1.1.2) und in einem zweiten Schritt mit Überlegungen zur sozialen Ungleichheit zusammengebracht (1.2). Letztere dienen der Entfaltung einer Begrifflichkeit sozialer Ressourcen bzw. sozialen Kapitals (1.2.1), der durch die Zusammenführung der ungleichheitssoziologischen Arbeiten Kreckels mit dem Kapital- und Klassenbegriff Bourdieus entwickelt wird.

Nach dieser strukturtheoretischen Verortung des Geschlechtskörpers folgt ein subjekttheoretischer Abschnitt, der seinerseits eng an die strukturtheoretischen Überlegungen gekoppelt ist (1.3). Darin wird es um Subjekt- und Vergesellschaftungstheorien gehen, die davon ausgehen, dass komplexe Sozialisationsprozessuale de-essentialistische (Geschlechts-)Identitäten konstituieren. Pointiert formuliert heißt dies: Das Subjekt, hier insbesondere das vergeschlechtlichte Subjekt, ‚ist‘ nicht, sondern ist immer im Werden begriffen. Der Begriff der Vergesellschaftung als zweiseitiger Prozess von Individuation und Verinnerlichung sozialer Strukturen wird in diesem Kontext im Vordergrund stehen. Abschließend wird argumentiert, dass und warum der *(Geschlechts-)Körper als Ausdruck des Subjekts im Kontext der sozialen Strukturen Geschlechterverhältnis und sozialer Ungleichheit* betrachtet werden kann (1.4). Insgesamt stellt also dieses Kapitel die Prämissenklärung der Analysen des zweiten Teils der Arbeit dar und formuliert eine These: Der Körper ist Bindeglied von Struktur und Subjekt; er ist Konstituens für Sozialität (Lindemann 1993b: 21) und zugleich Produkt dieser Sozialität.

In der Zusammenschau also geht es im Folgenden um die Einbettung und Herleitung der Fragestellung (wobei die Betonung auf dem Fragen liegt) innerhalb folgender Felder: